

Was nicht gesucht wurde ...

Am 4. Juni 1962 sagt der Kurator und Galerist Henry Geldzahler beim Mittagessen im *Serendipity 3* zu Andy Warhol, dass es an der Zeit sei für ein wenig Tod. Dabei zeigt er auf die Schlagzeile des *New York Mirror*, den er mitgebracht hat: »129 Tote bei Flugzeugabsturz«. Warhol steht auf, geht in sein Atelier und wirft die Titelzeile auf die Leinwand, zweieinhalb Meter hoch. Er hat, nach all den Suppendosen und Brillo-Boxen, endlich ein neues Thema gefunden: Disaster. Wir treffen in dieser Szene gleich zweimal auf das, was uns in diesem Beitrag beschäftigen wird: einmal im Namen des Lokals, *Serendipity 3*, in dem, zum anderen, wir möchten meinen: nicht zufällig, Serendipity ›geschieht‹.¹

›Serendipity‹, damit ist die Entdeckung von etwas gemeint, nach dem gar nicht gesucht wurde. Robert King Merton, der als Begründer der Wissenssoziologie gilt, hat das Wort für die Gesellschaftswissenschaften wiederentdeckt und darüber, gemeinsam mit Elinor Barber, ein wunderbares Buch, *The Travels and Adventures of Serendipity*, veröffentlicht. Will man Mertons Anekdote Glauben schenken, so ist er selbst zufällig auf das Wort gestoßen. 1933 nämlich, in der Zeit der ökonomischen Depression, hatte Merton, aus Angst vor Geldentwertung, das eigentlich für ihn viel zu kostspielige *Oxford English Dictionary* (OED) erstanden, »my serendipitous acquisition«, wie Merton diesen Kauf aus seiner Studienzeit nannte. Merton, wie es in Mertons Buch in der dritten Person singular heißt, Merton gehöre zu jener Sorte von Wörterbuchlesern, die das Diktionär nicht nur als Fundgrube von Definitionen, sondern auch als ein Archiv kulturgeschichtlicher Miniaturen betrachten. So wird das Nachschlagen eines bestimmten Wortes zum Ausgangspunkt für eine Exkursion in das umliegende Wort-Territorium. Beim Schmökern durch den neunten Band des »unvergleichlichen OED«, wie er schreibt, stieß er zufällig auf das seltsam geheimnisvoll anmutende und zugleich melodios klingende Wort ›Serendipity‹:

»As it is standard (if not always realizable) practice for the OED, the entry quoted the passage in which the word first appeared, [...] A word coined by Horace Walpole, who says (Let. to Mann, 28 Jan. 1754) that he had formed it upon the title of the fairytale The Three Princes of Serendip, the heroes of which ›were always making discoveries by accidents and sagacity, of things they were not in quest of.«.²

¹ Die Geschichte von Andy Warhol und seinem Galeristen ist entnommen aus *Jörg Uwe Albig: Triumph des Trivialen*. In: Geo Epoche Edition, Nr. 6 (Pop Art), Oktober 2012, S. 71.

² *Robert K. Merton/Elinor Barber: The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science*. Oxford 2004, S. 234.

Die Passage verdeutlicht uns nicht nur die Koketterie der drei Restaurantgründer, die darin besteht, ihr Lokal *Serendipity 3* zu nennen (und damit auf die drei Prinzen anzuspielden), es wird auch klar, worin die Besonderheit von Warhols Handlungsweise besteht: Nur derjenige macht einen Zufallsfund, der gewitzt genug ist, ihn als solchen wahrzunehmen – genau das ist mit ›Sagacity‹, mit Klugheit, Scharfsinn, Gewitzttheit gemeint. Geschichten wie die von Merton gehören offensichtlich zum Fundus, wenn von Serendipity die Rede ist. Jedenfalls erzählen die Gründer des *Serendipity 3* auf ihrer Website eine verblüffend ähnliche Geschichte:

»It was Parch Carradine who found The Word that would turn their fortunes. [...] Able to do the whole Times crossword puzzle weekly, the London Times on off days. One day he uncrossed a word that rang a bell. A word that you couldn't find in the dictionary of common usage back in '54. The Word was Serendipity. The art of finding the pleasantly [sic!] unexpected by chance or [sic!] sagacity. Invented by the eighteenth century wordsmith Sir Horace Walpole, it evoked the ancient legend of the three princes of the island no longer known as Serendip.«³

Ob sich diese Anekdote der Lektüre von Merton verdankt, lässt sich nicht sagen; in Zeiten des Transfers von Begriffen aus der Wissenschaftssphäre in die Kulturproduktion ist das nicht völlig abwegig. Auf alle Fälle verstärken Anekdoten wie diese das Geheimnisvolle, das im Wort Serendipity mitschwingt und es so geeignet macht für die Benennung von Unternehmungen unterschiedlichster Art, nicht zuletzt für einen Hollywood-Film, eine Liebeskomödie, deren Plot, wie es in einer Kritik heißt, unter der Last der Zufälligkeiten Gefahr läuft zu zerbrechen.⁴

Mit der Idee der Serendipity wurde erstmals die Rolle des Zufalls und des Scharfsinns – »by chance and sagacity« – bei wissenschaftlichen Entdeckungen gewürdigt. Vor allem aus den Naturwissenschaften, aus Chemie und Physik zumal, sind zahlreiche Beispiele für Zufallserkenntnisse bekannt; immer wieder genannt werden die Entdeckung der elektrischen Entladungen durch Galvani (das sogenannte Froschschenkel-Phänomen), die der Methode der Immunisierung durch Pasteur und die der X-Strahlen durch Röntgen. Zugleich aber spielen Fehler eine zentrale Rolle in der Geschichte von Entdeckungen. Klassisches Beispiel ist der Schimmelpilz der Gattung *Penicillium Notatum*, der in die Staphylokokken geriet und die Bakterien zerstörte. Das Zufallsprinzip scheint den Naturwissenschaften sowie Disziplinen, die diesen nachgebildet sind, wie die Behavioral Sciences (Verhaltenswissenschaften), besonders gewogen zu sein. Das hängt ganz offensichtlich damit zusammen, dass sie auf Experimenten gründen, ein Verfahren, das immer auch auf Zufallsfunde spekuliert hat. Ein berühmtes Beispiel für eine

³ <http://www.serendipity3.com/history.htm> (Stand: 9.3.2013). Man beachte die kleine, jedoch signifikante Änderung: Statt »by chance and sagacity« heißt es »by chance or sagacity«.

⁴ *Serendipity* (2001), ein Film von Peter Chelsom (Regie) mit John Cusack und Kate Beckinsale in den Hauptrollen. In Deutschland ist der Film im Übrigen unter dem völlig unpassenden Titel *Weil es Dich gibt* gezeigt worden, was ein Indiz dafür ist, dass der Filmverleih 2001 noch nichts mit dem Wort ›Serendipity‹ anzufangen wusste.

Zufallserkenntnis im Bereich der Behavioral Sciences ist das Hawthorne Experiment. Bei diesem Experiment in der Hawthorne-Fabrik der *Western Electric Company* wurden Studien zur Steigerung der Arbeitsleistung von Fließbandarbeitern durchgeführt. Unter anderem wurde der Einfluss der Lichtverhältnisse auf die Arbeitsleistung untersucht und festgestellt, dass diese bei verbesserten Lichtverhältnissen stieg. Freilich galt dies bei unverändertem Licht auch bei der Kontrollgruppe. Was war geschehen? Des Rätsels Lösung ist aus einer ethnographischen Perspektive kaum erstaunlich. Die Teilnehmer des Experiments änderten ihr Verhalten, weil sie wussten, dass sie unter Beobachtung standen. Mir scheint dies ein guter Wink für die Überlegung, dass das Serendipity-Prinzip auch bei der ethnographischen Forschung am Werk ist. Gary Fine und James Deegan haben darauf aufmerksam gemacht, dass Zufallsfunde, die in der Regel mit der experimentellen Forschung in Zusammenhang gebracht werden, auch in der Feldforschung eine bedeutende Rolle spielen.⁵ Vor allem die Eröffnungsphase der Forschung scheint reich an solchen Gelegenheiten zu sein, stolpert man doch gerade dann über etwas, das, räumt man es nicht einfach als störend beiseite, zu neuen Einsichten führen kann. Ich selbst hatte vor nunmehr dreißig Jahren in einem Aufsatz über *Die Angst des Forschers vor dem Feld* darauf hingewiesen, dass die primäre Einschätzung des Forschers durch seine designierten Forschungsobjekte – damals unter anderem als Missionar oder Rationalisierungsfachmann, wie die Experimentatoren im Hawthorne-Experiment, heute möglicherweise als Steuerfahnder oder Kontrolleur der *Agentur für Arbeit* – von ihm in der Regel als Barriere in der sogenannten Kontaktphase, nicht aber als Datum ersten Ranges angesehen werden. Seine Art aufzutreten, zu fragen, zu beobachten, mag die Erforschten an bestimmte Situationen im Betrieb, bei Behörden, auf Ämtern erinnern und damit der Forschung eine ganz bestimmte Richtung geben.⁶

Auch im Bereich des Soziokulturellen hat sich das Serendipity-Prinzip als durchaus nützlich erwiesen. In der autobiographischen Schilderung seiner Jahre in Wien – zur Information: Wir befinden uns in den Zwanziger Jahren – hat Elias Canetti dafür ein gutes Beispiel gegeben:

»Eine schwache Viertelstunde Weges von meinem Zimmer, auf der anderen Talseite in Hütteldorf drüben, lag der Sportplatz Rapid, wo Fußball-Kämpfe ausgetragen wurden. An Feiertagen strömten große Menschenmengen hin, die sich ein Match dieser berühmten Mannschaft nicht leicht entgehen ließen. Ich hatte wenig darauf geachtet, da mich Fußball nicht interessierte. Aber an einem Sonntag nach dem 15. Juli, es war ein heißer Tag damals, ich erwartete Besuch und hatte die Fenster offen, hörte ich plötzlich den Aufschrei der Masse [...] Drei Monate wohnte ich schon hier und hatte nie darauf geachtet [...] Nun rührte ich mich nicht von der Stelle und hörte dem ganzen Match zu.

⁵ Gary Fine/James Deegan: Three Principles of Serendip. Insight, Chance, and Discovery in Qualitative Research. In: *Qualitative Studies in Education* 9 (1996), Nr. A, S. 434–447. Auch hier wird die Zahl ›Drei‹ (Three Princ(ipl)es) beschworen. Vgl. auch die digitale Version unter <http://www.minerva.mic.ul.ie//vol2/deegan.html> (Stand: 9.3.2013).

⁶ Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), S. 51–66.

Die Triumphrufe galten einem Tor, das geschossen wurde, und kamen von der siegreichen Seite. Es war auch, er tönte anders, ein Aufschrei der Enttäuschung zu vernehmen [...] Während der sechs Jahre, die ich dieses Zimmer bewohnte, versäumte ich keine Gelegenheit, diese Laute zu hören. Den Zustrom der Menschen sah ich unten bei der Stadtbahnstation. Wenn er um diese Tageszeit dichter als üblich erschien, wusste ich, dass ein Match angesetzt war, und begab mich auf den Platz am Fenster meines Zimmers. Es fällt mir schwer, die Spannung zu beschreiben, mit der ich dem unsichtbaren Match aus der Ferne folgte. Ich war nicht Partei, da ich die Parteien nicht kannte. Es waren zwei Massen, das war alles, was ich wusste, von gleicher Erregbarkeit beide und sie sprachen dieselbe Sprache. Damals [...] bekam ich ein Gefühl für das, was ich später als Doppel-Masse begriff und zu schildern versuchte«.7

Ein Zufall (*Chance*): Ein heißer Tag, man öffnet das Fenster, der Lärm der Zuschauermassen dringt in die Wohnung ein, verbunden mit der Aufmerksamkeit (*Sagacity*), die durch eine gerade zurückliegende Erfahrung mit einer Massendemonstration am Phänomen »Masse« geweckt worden war, führt zu der Erkenntnis, Masse als Figuration, als *Doppel-Masse* zu begreifen.⁸ In gewisser Hinsicht stellt dies eine Vorwegnahme der Figurationssoziologie von Norbert Elias dar.⁹

Vom Beeinflussen des Zufalls

Es liegt auf der Hand, dass das zufällige Finden (und Erfinden) von etwas, das man nicht gesucht hat, Versuche auf den Plan ruft, die Chance von Zufallsfinden systematisch zu erhöhen. Um seinen Überlegungen zum Stellenwert des Serendipity-Prinzips für neue Erkenntnisse eine praktische Komponente beizugeben, fragt Merton im Nachwort zu den *Reisen und Abenteuern von Serendipity*, inwiefern bestimmte soziokognitive Mikromilieus die Frequenz von wissenschaftlichen Entdeckungen qua Serendipity erhöhen und gibt darauf eine wissenschaftssoziologisch einleuchtende, gleichwohl durchaus konventionelle Antwort. Es sind für ihn die *Centers for Advanced Studies*, in denen Gelehrte unterschiedlichster Disziplinen für einen bestimmten Zeitraum (in der Regel ein akademisches Jahr) zusammen arbeiten und leben, die ein soziokognitives Milieu bilden, das außerordentlich günstig für die Hervorbringung von Serendipity-Effekten ist. *Centers for Advanced Studies* werden für Merton daher zu »Centers for Institutionalized Serendipity«.10

Freilich: Das Abkommen vom Weg, das uns als eine Voraussetzung für die Hervorbringung neuer Ideen erschien, fehlt. Schon Merton hat ja mit seiner Anekdote,

7 Elias Canetti: Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931. Frankfurt am Main 1981, S. 240 f.

8 Canetti, Literaturnobelpreisträger, arbeitete mehr als zwanzig Jahre lang an seinem Hauptwerk *Masse und Macht* (1960), in dem er, angestoßen von persönlichen Massenerlebnissen, die Eigenschaften des Phänomens »Masse« herausarbeitet.

9 Norbert Elias spricht von »interdependenten Menschengruppen«, die nur in Bezug zueinander, eben als Figuration, gedacht werden können. Vgl. *Norbert Elias: Was ist Soziologie?* Weinheim 2004, S. 139–145.

10 *Merton/Barber*, wie Anm. 2, S. 290. Wissenschaftssoziologisch konventionell erscheint diese Position, wenn man sie etwa mit dem »Milieu-Konzept bei Dirk Käsler vergleicht, der in ihm eine entscheidende Möglichkeit sieht, »die Gefahren und Einseitigkeiten einer reinen Institutionalisierungsgeschichte einerseits oder einer reinen Ideengeschichte andererseits möglichst klein zu halten«. *Dirk Käsler: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus*. Opladen 1984, S. 29.

wie er auf das Wort Serendipity gestoßen ist, eine solche Technik benannt, das *absichtslose Schmökern* nämlich, »a kind of peripatetic activity to which a good many of us are addicted«. ¹¹ Die antike Peripatetik hat hier nicht nur Pate für das Wort gestanden. Aristoteles, der in den Peripatos, den Hallen des Gymnasiums wandelte, machte aus dem Zusammenhang von körperlicher und geistiger Bewegung eine Methode des philosophischen Diskurses – einen Gedanken-Gang im wörtlichen Sinne. Peripatetische Aktivitäten scheinen besonders geeignet, um Serendipität zu provozieren: das Schmökern in Enzyklopädien, das Browsing im Internet (für Merton ein wahrer Born von Serendipity), das Umherschweifen (*dérive*) im städtischen Raum im Sinne der Internationalen Situationisten. Letzteres, das *dérive*, bildet geradezu ein Sinnbild für die gemeinte Operation: Man muss vom Weg abkommen, um Neues zu entdecken. ¹² Uns allen ist die Abdrift in ihrer elementaren Form bekannt, in der bibliophilen Standardsituation nämlich, dass man in einer Bibliothek oder in einer Buchhandlung das Buch ausleiht oder ersteht, das genau neben jenem stand, nach dem man ursprünglich gesucht hatte. Der berühmte Hamburger Kulturwissenschaftler Aby Warburg hat seine Erfahrung – »dass ihm oft nicht das gesuchte Buch wichtig wurde, sondern ein ganz anderes, das zufällig in der Nähe stand« – zum Ordnungsprinzip seiner einzigartigen, 1933 vor den Nazis nach London verbrachten Bibliothek gemacht, indem er die Büchergruppen in einer Art vertikaler Topographie von assoziativen Themennachbarschaften aufstellte, wie Marcel Meili schreibt. Damit reagierte Warburg auf die Erkenntnis, dass, so Meili weiter, »sich unsere Wissensstruktur weit geheimnisvoller aufbaut, als etwa alphadezimale Ordnungen von Handbibliotheken. Das funktioniert natürlich nur, wenn beim Suchen eine frei schwebende und fließende Aufmerksamkeit und ein Interesse für Abseitiges am Werk sind«. ¹³ Das ideale Jagdrevier für bibliophile Anhänger des Serendipity-Prinzips scheint mir das Antiquariat zu sein. Kein Wunder, dass bereits 1903 ein Buchladen in London, »where bibliophiles found many treasures among the literary bric-a-brac« ¹⁴, unter dem Namen *The Serendipity Shop* eröffnet wurde. »Speaking of catalogues, I have just received one from a shop I visited when I was last in London, called 'The Serendipity Shop'«, schreibt der amerikanische Essayist Edward Newton.

¹¹ Robert K. Merton: *Sociology of Science. An Episodic Memoir*. Carbondale 1979. Zit. n. Gerhard König: Wort und Weise Serendip. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 96 (1986), S. 51–66, hier S. 55.

¹² *dérive* = Abdrift; vom Kurs abkommen; *dériveur* = sich treiben lassen. Die deutsche Übertragung des situationistischen *dérive*-Konzepts als »Umherschweifen« trifft die Sache sehr gut. Vgl. zur Definition: *Situationistische Internationale 1958-1969*, Bd. I, Hamburg 1976, hier S. 18. Dazu passt eine Sentenz von John Barth: »You don't reach Serendip by plotting a course for it.« Zit. n. Richard Boyle: *The Three Princes of Serendip. Part One*. http://livingheritage.org/three_princes.htm (Stand: 10.3.2013).

¹³ Marcel Meili: Die Wahrnehmung des Zufalls. In: *archithese* 6 (2010), S. 44–49, hier S. 48.

¹⁴ Merton/Barber, wie Anm. 2, S. 32.

»It may be that my readers will be curious to know how it got its name. ›Serendipity‹ was coined by Horace Walpole from an old name for Ceylon – Serendip. He made it, as he writes to his friend Mann, out of an old fairy tale, where in the heroes ›were always making discoveries by accident and sagacity, of things they were not in quest of. Its name, therefore, suggests that, although you may not find in the Serendipity Shop what you came for, you will find something that you want, although you did not know it when you came in ... (But:) Is not every bookshop in fact, if not in name, a Serendipity Shop?«¹⁵

Zu dem Interesse am Abseitigen, das Meili als unverzichtbare Komponente der Suche bezeichnet hat, gehört auch das Lesen von Texten, die auf den ersten Blick unnütz erscheinen. »Bezeichnend ist die Kritik Saint-Beuves, der Alexis de Toqueville vorwarf, zu wenige Bücher gelesen zu haben, nach denen er nicht gesucht hatte«, schreibt Wolf Lepenies in seiner, in eine Rezension des Merton/Barber-Werks gekleidete Hommage an Merton.¹⁶ Gerade das ›unnütze‹ Lesen scheint häufig jene Einsichten zu vermitteln, nach denen man bei der zielgerichteten Lektüre vergeblich gesucht hatte. Was hier am Werk ist, darauf hat der Literaturwissenschaftler Erhard Schütz aufmerksam gemacht, ist das Nicht-Instrumentelle an der Logik, das seiner Ansicht nach »überhaupt die Basis unseres empirisch-spekulativen Verhältnisses zur Welt« bildet.¹⁷ Eine solche Haltung aber bedarf vor allem der Zeit, eine rare Ressource in Zeiten des akademischen Schnelldurchlaufs.

Trendwort Serendipity

Billy Ehn und Orvar Löfgren betonen im Nachwort zu ihrer ›Nichtstun‹-Studie, dass Serendipity zu einem Modewort geworden ist.¹⁸ Bereits im Jahre 2000 wurde Serendipity auf dem Londoner Literaturfestival zum beliebtesten Wort des Jahres gewählt. Dabei mag entscheidend der Klang des Wortes, das Geheimnisvolle, mitgespielt haben, verbunden mit einem Hauch *Sophistication*, der dem Gebrauch beigegeben ist. Angesichts der Geschichte, die dem Begriff zugrunde liegt, kann nicht verwundern, dass Serendipity insbesondere im Zusammenhang mit Reiseaktivitäten verwendet wird. Vor allem auf Sri Lanka, dem früheren Serendip, nimmt die Verbindung zwischen dem Wort und Reiseführern sowie Reisewerbung überhand. »No surprise that the magazine of the travel trade is called Serendipity«, schreibt Richard Boyle.¹⁹ Aber nicht nur das: Boyle berichtet auch von einem Katalog für Frauenunterwäsche, auf dessen Cover das Wort Serendipity ohne weitere Erläuterung prangte. Bereits Merton hat in seinem Nachwort beklagt, dass die anfänglich einzigartige Bedeutung des Wortes

¹⁵ Zit. n. Merton/Barber, wie Anm. 2, S. 128 f.

¹⁶ Wolf Lepenies: Wer nicht sucht, wird doch finden. In: Süddeutsche Zeitung vom 3./4. Mai 2003, Wochenendbeilage, hier S. 1.

¹⁷ Erhard Schütz: Nosing around. Über einige kollektivsymbolische und anthropologische Aspekte des Schnüffel-Journalismus. Unveröffentlichtes Manuskript, Berlin o. J., S. 21.

¹⁸ Billy Ehn/Orvar Löfgren: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Hamburg 2012, S. 274.

¹⁹ Richard Boyle: Serendipity: How the Vogue word became Vague. <http://livingheritage.org/serendipity.htm> (Stand: 10.3.2013). Nach meinem Verständnis müsste der Titel eigentlich »How the Vague word became Vogue« lauten.

für ein komplexes Phänomen – nämlich die Entdeckung von Dingen, nach denen nicht gesucht wurde, oder die Erfahrung, nach etwas zu suchen und etwas anderes zu finden, – im Prozess der Popularisierung ausgehöhlt worden ist:

»Ultimately, the word becomes so variously employed in various sociocultural strata as to become virtually vacuous. For many, it appears, the very sound of serendipity rather than its metaphorical etymology takes hold so that at the extreme it is taken to mean little more than a Disneylike expression of pleasure, good feeling, joy, or happiness.«²⁰

Dieses Schicksal der Bedeutungsentleerung und -aushöhlung durch professionelle Vertreter der Wortemacherei²¹ teilt Serendipity mit einem anderen Modewort des letzten Jahrzehnts: Creativity²².

Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass gerade zwei Begriffe, die imaginative Fähigkeiten betreffen, so en vogue sind. In der postmodernen »Ökonomie der Zeichen«²³, die der Produktion und Verbreitung von Images und Symbolen einen hohen wirtschaftlichen Stellenwert beimisst, bildet das Einbildungsvermögen eine fundamentale Produktivkraft. Indem es aber unmittelbaren Zwecken einverleibt wird, verliert dieses Vermögen seinen spielerischen und divergierenden Charakter, eben jenes Nicht-Instrumentelle, in dem Erhard Schütz die Basis unseres empirisch-spekulativen Verständnisses von Welt gesehen hat – ein Verständnis, das sowohl wissenschaftliche als auch künstlerische Verfahrensweisen auszeichnet, die ja nicht nur Realität darstellen, sondern auch verwandeln wollen. Die Internationalen Situationisten, die das *dérive*, das ziellose Umherschweifen im urbanen Raum erfunden haben, hätten diese Begriffstransformation wohl als Rekuperation, als Vereinnahmung bezeichnet.

Prof. Dr. Rolf Lindner
rolf.lindner@rz.hu-berlin.de

²⁰ Merton/Barber, wie Anm. 2, S. 288.

²¹ Die Wortemacherei ist eine expandierende Branche in der westlichen Hemisphäre. Trifft hier nicht das englische *word coining* besser zu, weil es an die Münze erinnert, um die es letztlich geht?

²² In diesem Zusammenhang sollte mit Rodari daran erinnert werden, dass mit Kreativität ein Bewusstsein gemeint war, »das ständig in Bewegung ist, fortwährend Fragen stellt, dort Probleme entdeckt, wo andere zufrieden stellende Antworten finden, das fließende Situationen bevorzugt, in denen andere Gefahren wittern, fähig zu selbständigen und unabhängigen Urteilen [...], ein Bewusstsein, das alles Kodifizierte ablehnt und Dinge und Begriffe zurechtrückt, ohne sich von konformistischen Auffassungen daran hindern zu lassen«. Giovanni Rodari: Grammatik der Phantasie. 2. Aufl. Leipzig 1999, hier S. 176.

²³ Scott Lash/John Urry: Economics of Signs and Space. London 1994.